

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde

von

Gustav Meyer.

Straßburg.

Verlag von Karl J. Trübner.

1885.

Lieferungsgarantie vorbehalten.

Meinen Eltern.

Inhalt.

Zur Sprachgeschichte.	Seite
I. Das indogermanische Urvolk	3
II. Die etruskische Sprachfrage	13
III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen . .	49
IV. Das heutige Griechisch	91
V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechen- land	117
 Zur vergleichenden Märchenkunde.	
I. Folklore	145
II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft . .	163
III. Aegyptische Märchen	174
IV. Arabische Märchen	185
V. Amor und Psyche	195
VI. Die Quellen des Decamerone	208
VII. Südslavische Märchen	218
VIII. Der Mattenfänger von Hameln	231
IX. Der Pathe des Todes	242
X. Rip van Winkle	277
 Zur Kenntniß des Volksliedes.	
I. Indische Bierzeilen	289
II Neugriechische Volkspoesie	309
III. Studien über das Schnaderhüpfel	332
1. Zur Literatur der Schnaderhüpfel	352
2. Bierzeile und mehrstrophiges Lied	365
3. Ueber den Natureingang des Schnaderhüpfels .	377
Anmerkungen	408

Bur Sprachgeschichte.

I.

Das indogermanische Urvolk.

Es hat mich schon manchmal gewundert, daß noch kein strebsamer Poet darauf verfallen ist, uns einen Roman aus der indogermanischen Urzeit zu schreiben. Wir haben durch Herrn Ebers auffallend tiefe Blicke in das Seelenleben altägyptischer Damen gethan, mit Flaubert sind wir durch die Straßen des vorhannibalischen Karthago gewandelt, und kein Geringerer als Vischer hat uns eine Geschichte aus einem Pfahldorfe erzählt. Wie lohnend wäre es einmal, noch weiter hinter alle geschichtliche Ueberlieferung zurückzugreifen und uns ein Idyll zu malen aus jener schönen Zeit, wo die Urväter der Deutschen und der Slaven, friedlicher als heute ihre Nachkommen, an ein und demselben Feuer ihre Jagdbeute brieten und mit einander in einer Sprache conversirten, die weder Deutsch noch Slavisch war, aber die Keime zu beiden bereits in sich barg. Und hier scheinen die Bedingungen ja nicht ungünstiger zu liegen. Von den Pfahlbauern wissen wir ungefähr, was sie gegessen und getrunken haben; bei den Indogermanen aber hat die vergleichende Sprachwissenschaft nicht blos die äußeren Bedingungen ihrer Existenz klarzulegen gesucht, sondern auch in verborgene Falten ihres Glaubens und ihres Empfindens

hineingeleuchtet. Und wenn wir ihr glauben dürfen, so ist der Hintergrund, von dem das Liebespärdchen eines solchen Idylls aus unserer Vorzeit sich abheben würde, ein recht heller und freundlicher gewesen. In wohlgeordneten Bahnen des Staatslebens, durchaus monarchisch regiert, lebten die Indogermanen in ummauerten Städten dahin; in ihren festen Häusern schlang sich das Band zärtlichster Familienliebe um alle Verwandten und Verschwägerten. In den Ställen blökte die Kuh und mederte die Ziege; wachsam lagerte auf der Schwelle der Hund. Auf stolzem Roß konnte der Jüngling vor seiner Herzenserkorenen paradien und mit goldenem und silbernem Geschmeide ihr Herz bestürmen, wenn die Gedichte, die er machte, dazu nicht ausreichten. Wer aber unglücklich liebte, der trank sich im Meth seine Sorgen weg.

Kurz und gut, Leute, die es schließlich so herrlich weit gebracht haben, wie wir Indogermanen Europas größtentheils mit Stolz von uns sagen dürfen, hätten in der Wahl ihrer Vorfahren gar nicht vorsichtiger sein können. Man hat sich durch lange Zeit diesen Optimismus in der Auffassung unserer Urzeit von der Sprachvergleichung aufdisputiren lassen. Man war so sehr geblendet von der Fülle wirklichen Lichtes, welches diese Wissenschaft allenthalben angezündet hatte, daß man es leicht übersehen konnte, wie sie allein zur Lösung aller jener urgeschichtlichen Fragen nicht ausreichte und wie sie manchmal in der Freude des Eroberungszuges in unbekanntes Land und auf unsicheres Terrain etwas überstürzt und voreilig zu Werke ging. Man kam erst allmählig dahinter, daß weniger auch hier mehr gewesen wäre. Standen die indogermanischen Väter auf einer so hohen Culturstufe, wie kommt es, daß die anthropologische

Erforschung der europäischen Urzeit, ja selbst historische Nachrichten über relativ späte Phasen in der Sonderexistenz der Germanen, der Slaven, dieselben unendlich weniger civilisirt erscheinen lassen? Und wenn später mehrere oder alle Sprachen dasselbe Wort für einen Culturbegriff haben, folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß das gemeinsame Urwort in der Urzeit ganz den nämlichen Begriff bezeichnete? Wenn das Wort für Pferd allen indogermanischen Sprachen gemeinsam ist, durfte man daraus sofort schließen, daß in der Urzeit dies Pferd auch schon ein gezähmtes Hausthier war?

Ein Gelehrter, der durch sein staunenswerthes philologisches und linguistisches Wissen ebenso sehr ausgezeichnet ist, wie durch seine Darstellung voll Esprit und Geschmack, Herr Victor Hehn, ist dem phantasievoll ausgeschmückten Bilde der arischen Urzeit, das fast schon zum Dogma geworden war, zum erstenmale energisch entgegengetreten. Sein Buch über Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang von Asien nach Europa ist eine der geistvollsten und ergebnisreichsten Arbeiten, die in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind. Man hat ihm vorgeworfen, er sei ungerecht gegen die Indogermanen gewesen. Mit mehr Recht dürfte man vielleicht seine etwas zu starke Voreingenommenheit gegen Türken und Mongolen und deren Sippe tadeln, die er „bestialische Racen von abstoßender Gesichtsbildung und unfläthigen Sitten“ nennt, „gelbe schiefblickende Schakale aus der Wüste Gobi“. Aber freilich, wem in unserer Urzeit Alles von guter Vernunft und gesunder Sittlichkeit durchdrungen erscheint, dem mag das Bild des Ariers, wie es Herr Hehn gezeichnet hat, wenig anmuthend vorkommen. Wir sehen einen unstet wandernden, viehschlachtenden

Hirten, der in unterirdischen Höhlen wohnt und sich tätowirt, der seine Pfeile mit Gift bestreicht, der aus dem Schädel des erschlagenen Feindes trinkt und die zum Kampfe kraftlos gewordenen Greise todtschlägt; der, wie alle grausamen Naturvölker, zugleich abergläubisch ist und seine Wunde vom Zauberer heilen läßt; dem das Weib, das er gekauft oder geraubt hat, mit der Horn-ahle und der Darmsaite das lederne Wamms zusammennäht — also Alles in Allem ein Individuum, dessen Cultur etwa auf derselben Stufe steht, auf welcher wir die eingeborenen Racen Amerikas und Australiens angetroffen haben. Nun, ich denke, wenn dieses Porträt gelungen ist, so haben wir bedeutend mehr Grund, auf unsere spätere schöne Entwicklung mit Stolz hinzuweisen, als wenn wir von allem Anfange an die Musterknaben gewesen wären, als welche uns die Sprachvergleichung hinzustellen liebte.

Im Einzelnen bedurfte die Hahn'sche Charakteristik natürlich vielfach der Bestätigung, vielleicht der Berichtigung. Ein jüngerer Sprachforscher, Herr Schrader, hat sich kürzlich an diese interessante Aufgabe gemacht. Herr Schrader ist kein unwürdiger Nachfolger Hahn's. Sein Buch ist eine sehr erfreuliche Erscheinung; denn die Sprachwissenschaft bedarf gerade heute wieder eines etwas belebenden und erfrischenden Hauches. Die junge Wissenschaft war bald sehr beliebt, ja populär geworden; Geschichte und Philologie lauschten achtungsvoll ihren Aufschlüssen, Anthropologie und Archäologie reichten ihr freundschaftlich die Hand; selbst Jurisprudenz und Theologie ließen sich von ihr über die Anfänge des Rechtes, über die Entwicklung der Religionsbegriffe belehren. Neuerdings ist sie etwas vornehm und exclusiv geworden;

Lautgeschichte heißt das Alpha und das Omega. Nun, Lautlehre ist eine sehr schöne und sehr nothwendige Sache; aber sie ist herzlich langweilig für den, der nichts davon versteht. Ob die Indogermanen einen oder ein halbes Duzend A-Laute besessen haben, das ist Allen, außer den Sprachforschern, recht gleichgiltig; aber auch weitere Kreise sind neugierig, zu wissen, ob sie Einen Gott angebetet oder mehrere, ja selbst ob sie die sprossende Fülle ihres Bartes mit Rasirmessern entfernten oder etwa, wie der selige Tyrann Dionysius, mit glühenden Rußschalen.

Herr Schrader hat den größeren Theil seiner Untersuchungen dem Bekanntwerden und der Verbreitung der Metalle gewidmet. Das liegt begründet in ihrer eminenten culturhistorischen Wichtigkeit. Bronzezeit, Eisenzeit sind Hauptetappen in der Entwicklung der Menschheit. Man hat unser Zeitalter nicht mit Unrecht das Zeitalter des Stahls genannt. Wie anders kämpfte sich der Kampf ums Dasein gegen den sumpfigen Urwald, gegen das reißende Thier, gegen den feindlichen Nachbar mit der ehernen Axt, als mit der Waffe aus Stein. In friedlicher Zeit aber schmückt das Metall den Mann und das Weib; es legt sich als Ring um Finger und Arm, es hängt als Schmuck im Ohr, es hält als Spange das Gewand zusammen. Dazu braucht es eine phantasievolle Bearbeitung; so entstehen Kunst und Kunstgewerbe. Das Metall wandert als Tauschobject von Insel zu Insel, von Meer zu Meer; bald giebt man dem Kupferbarren eine regelmäßige Form, man drückt dem geformten Stück eine Marke auf. Die Münze ist fertig.

Die Indogermanen sind der Segnungen der Metalle noch nicht theilhaftig gewesen; die arische Urzeit gehört durchaus in das Steinzeitalter. Nur das Kupfer war

ihnen bekannt; aber auch dies konnte bei dem Mangel jeglicher Schmiedekunst von keiner culturhistorischen Bedeutung sein. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen, Lanze und Beil, Keule und Schleuderstein; jede Ausgrabung lehrt, daß sie alle ohne jede metallene Zuthat hergestellt werden können. Auch ein kurzes steinernes Schlachtschwert mag das Urvolk geschwungen haben, das erst nach der Völkertrennung von dem metallenen Schwerte verdrängt ward. In den südlichen Ländern Europas, in Griechenland und Italien, ist dann die Bearbeitung der Bronze der des Eisens vorausgegangen. Woher das letztere kam, läßt sich nur vermuthen: die griechische Ueberlieferung weist auf Kleinasien, der griechische Name des Stahles direct auf Gegenden am Schwarzen Meere hin. Im Norden dagegen scheint sich erst nach der Bekanntschaft mit dem Eisen das Schmiedehandwerk entwickelt zu haben; bronzene Gegenstände circulirten vorher höchstens durch auswärtigen Verkehr. Auch nach Gold konnte des indogermanischen Mädchens Herz noch nicht drängen; den Griechen ist sein Glanz erst von den Semiten her aufgegangen, die Sage vom Argonautenzuge um das goldene Vließ war ein phönizisches Schiffermärchen. In Italien lernte der feltische Krieger sich mit Goldschmuck behängen; dagegen benennen Germanen und Slaven das Gold mit einem gemeinsamen Worte, das sie schufen, als sie in ihren eigenen Bergen und Strömen das kostbare Metall finden gelernt. Das Silber wird überall nach dem Golde bekannt; oft genug heißt es geradezu das „weiße Gold“.

Wunderbar erschien überall die Kunst, die das harte Metall im Feuer schmilzt und kostbare Dinge daraus verfertigt. Darum muß sie von überirdischen Wesen

erfunden sein. Der Schmied Wieland lernt sein Handwerk bei den Zwergen, und die Cyclopen schmieden im Aetna als Gefellen Vulcan's dröhnend das Erz. Dichtes Sagensgewebe verhüllt die Gestalten der ältesten Werkmeister; die geschicktesten sind auch die größten Zauberer, und der Verdacht trugvollen Teufelswerkes haftet noch in christlich-germanischer Zeit lange an denen, die das Schmiedehandwerk ausüben. Und so groß der Segen der Metalle, so groß auch ihr Unsegen. „Ferro nocentius aurum“, hat der römische Dichter gesagt, und der Fluch, der an den goldenen Schätzen der Tiefe hängt, hat einen großartigen Ausdruck gefunden in der germanischen Sage vom Hort des Nibelungen.

Bedingt die Unbekanntschaft mit den Metallen den Zustand vollständiger, troglodytenhafter Rohheit? Nein, antworten uns die Pfahlbauten der Schweiz. Hier haben wir Ueberreste aus der metalllosen, der schrecklichen Zeit; und doch sehen wir, wie der Pfahlbauer mit seiner Steinart gewaltige Baumstämme gefällt hat, um sie in den Boden des Sees einzurammen; wie er Rind und Schaf, Ziege und Hund bereits gezähmt hat, wie er selbst einen primitiven Ackerbau treibt, wie er Weizen und Gerste baut, wie er Gewebe aus Flachs fertigt. Was später das bronzene und eiserne Geräth verrichtet, das schafft er mit Holz und Horn, mit Knochen und Stein. Vielleicht waren diese Pfahlbauern Indogermanen, jedenfalls hat ihre Cultur die größte Aehnlichkeit mit derjenigen der arischen Urzeit. Der Indogermane war ein Viehzüchter; das Rind nahm den wichtigsten Platz in seinem Leben ein, „Kuhhirt“ ist in den alten indischen Liedern eine Bezeichnung für König, wie „Völkerhirt“ bei Homer. Den Bestand der Heerde vervollständigten Schaf und

Ziege, sowie der Hund, der sie schützte; unbekannt war das Schwein, ungezähmt, sicher noch nicht zum Reiten und Ziehen verwendet, das Pferd. Zahmes Geflügel scheint ganz gefehlt zu haben, wie es noch allen Pfahlbauten fehlt. Hemmte einmal ein reißender Strom oder ein dichter Urwald das Weiterziehen und zwang zu längerem Verweilen an Einer Stätte, so ward auch wohl primitiver Feldbau getrieben. Zur Nahrung diente das Fleisch der Heerdenthiere, in zweiter Reihe die Jagdbeute; man genoß das Fleisch roh oder gekocht. Der indische Vegetarianismus ist jedenfalls ein Abfall von der Sitte der Vorfahren; doch aß man auch die Frucht wildwachsender Obstbäume, ja man verschmähte wohl selbst, ganz wie die Pfahlbauern der Po-Ebene, die Eichel nicht. Dagegen war Fischfang unbekannt, ebenso die Würze des Salzes. Wem der fromme Trank der Milch nicht genügte, der berauschte sich in Meth, dem Urahn des Bieres.

Mann und Weib finden sich zum Ehebunde nicht in sentimentaler Herzensregung; das Weib wird gekauft oder geraubt. Als Rest letzterer Sitte hat sich mancher symbolische Brauch bis in historische Zeit erhalten. Polygamie war nicht ungewöhnlich, Geschwistereihe nicht unerhört. Die Frau war die unbedingte Sklavin des Mannes, nach seinem Tode ward sie mit ihm verbrannt. Mißgebildete Kinder, sowie Töchter durften ausgesetzt werden; gebrechliche Greise erschlug man. Trotzdem lassen sich die Grundzüge eines Familienlebens nachweisen; ein schöner Zug ist die Verpflichtung des ältesten Sohnes, nach des Vaters Tode die Frauen der Familie zu beschützen.

Für die Kleidung lieferten vor Allem die Felle der Thiere den Stoff, den man in verschiedener Weise zu

bearbeiten verstand. Doch stellte der Arier auch schon manch künstliches Geflecht und Gespinnst her, selbst die Anfänge der Webekunst gehen in die Urzeit zurück. Ueber die Kleidermoden läßt sich wenig Sicheres sagen. Steinbauten zum Wohnen waren völlig unbekannt; doch dürfen wir hölzerne Wohnstätten, wie sie besonders zum Schutze gegen die Kälte bei vielen primitiven Völkern angetroffen werden, auch den Indogermanen zuschreiben. In einfachen Wandernwagen zogen sie durch die Steppe; wo ein Rahn nöthig war, genügte wohl ein ausgehöhlter Baumstamm. Gegen Feinde aber schwang man die wuchtige Steinwaffe.

Dürftig ist, was wir von dem Geistesleben unserer Urahren zu erkunden vermögen. Gewiß gehen die Anfänge der Medicin in die Vorzeit zurück, aber der Medicinmann wird eben als Zauberer gegolten haben, der die bösen Geister der Krankheiten durch Beschwörungen bannt. Von einem Rechtsstaate, wie ihn der frühere Optimismus den Ariern zugeschrieben hatte, läßt sich nichts entdecken: die Pflicht der Blutrache und die Möglichkeit ihrer Ablösung durch das Vergeld waren zweifellos die Grundlage der Rechtsanschauungen des Urvolkes, wie sie es noch lange, zum Theile bis heute, in der Sonderexistenz der arischen Völker geblieben sind. Ueber die Natur und ihre Kräfte hat der Arier nachgedacht; ihre Belebung lieferte ihm seine Gottheiten, ihre Erklärung manches kindliche Märchen. Und wenn die Asche des Scheiterhaufens verglüht war, dann dachte sich auch des Indogermanen frommer Glaube den Verstorbenen an einer Stätte der Seligen.

So etwa sieht in Umrissen das Bild aus, das Herr Schrader von unserer Urzeit entworfen hat. Es ist nichts

darin, dessen wir uns zu schämen brauchten. Achill, der den Leichnam seines edlen Feindes in barbarischem Uebermuthe um die Mauern Trojas schleift, blieb trotzdem den Hellenen die leuchtendste Helbengestalt aus der Jugend ihres Volkes. Wir Indogermanen sind ja freilich durchaus nicht die selfmade men, als die wir uns häufig zu geriren beliebten; nicht ohne mannichfaltigen fremden, zumal semitischen Einfluß ist das stolze Gebäude unserer heutigen Cultur fertig geworden. Aber zu den schönsten Dingen, welche der Arier geschaffen, können wir schon in der Urzeit die Keime erkennen, zu der heiteren und poesievollen Gestaltenfülle des griechischen Götterhimmels wie zu der tiefsinnigsten und edelsten aller Religionen, dem Buddhismus. Und vor Allem haben wir als köstlichstes Erbgut jener wandernden Hirten eine Sprache, die geeignet und berufen war, der vollendetste Ausdruck des menschlichen Gedankens zu werden. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!“ Wir dürfen das getrost.

II.

Die etruskische Sprachfrage.

Im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zeigten sich ausländische Ankömmlinge an der libyschen Küste, um im Bunde mit einheimischen Stämmen von Westen her einen Einfall in das Nil-Delta zu unternehmen. Sie unterwarfen sich das ganze ägyptische Gebiet westlich vom canopischen Nilarme und bedrohten bereits Memphis. Pharao Mer-een-ptah mußte alles aufbieten, um mit eigenen Soldaten, verstärkt durch Soldtruppen, die Gegner zurück zu halten. Auf der Ebene von Prosopis in Unter-ägypten fand die entscheidende Schlacht statt. In hartem Kampfe wurden die Libyer sammt ihren fremden Bundesgenossen überwältigt, niedergemacht oder gefangen, reiche Beute an Waffen und kostbaren Geräthschaften fiel in die Hände der Sieger.

Es war dies nicht der erste Einfall der libyschen Stämme in das ägyptische Reich, aber derjenige, der am gefährlichsten gewesen zu sein scheint und über den wir am besten unterrichtet sind. Eine siebenundsiebzig Reihen umfassende hieroglyphische Inschrift, welche neben bildlich dargestellten Kriegsscenen den Schmuck eines kleinen Hofes südlich von der großen Außenmauer des Tempels von Karnak bildete, hat uns das Ereigniß überliefert. Vicomte E. de Rougé hat sie zuerst gelesen und in der *Revue archéologique* vom

Jahre 1867 darüber berichtet, Chabas hat diese Untersuchungen weiter geführt. Unter den Völkern, welche als Verbündete der Libyer auftreten, werden die Turischa, Schardana, Schakalscha, Leku und Akauascha genannt. Ist die Deutung richtig, welche de Rougé und nach ihm andere von diesen Völkernamen gegeben haben, so liegt hier die älteste Erwähnung der Etrusker vor; denn er identificirte die Turischa, Schardana und Schakalscha mit den Tuscern oder Tyrsenen, Sardinern und Siciliern, die Leku und Akauascha mit den Lykiern und Achäern d. i. Griechen. Indessen ist die Sache weit davon entfernt, sicher zu sein. Dunder hat schwerwiegende Gründe gegen die Gleichsetzung der Akauascha mit den homerischen Achäern geltend gemacht, andere haben darauf hingewiesen, wie mißlich es sei, in so alter Zeit einen Bund so weit aus einander wohnender Völker anzunehmen. Darum läßt Maspero alle diese Völker an der Westküste Kleinasiens wohnen, andere halten alle jene Völker für libysche Stämme.

Was die Turischa betrifft, so berührt sich Maspero's Hypothese allerdings mit der im Alterthum sehr verbreiteten Tradition, wonach die italischen Tusker aus Lydien gekommen wären. Ein kühnes Seeräuber Volk, das mit dem Namen der Tyrsener oder tyrrenischen Pelasger bezeichnet wird, hat — das scheint sicher — in vorhistorischer Zeit im ägäischen Meere sein Wesen getrieben; sie erscheinen an den verschiedensten Punkten der griechischen und kleinasiatischen Küsten localisirt, man brachte sie besonders in Zusammenhang mit den lydischen Torrhebern; das hübsche naxische Schiffermärchen in dem homerischen Hymnus auf Dionysos von den tyrrenischen Piraten, die den Gott von der Küste

wegfangen, um ihn nach fernen Landen, nach Aegypten, Cypern oder gar zu den Hyperboreern zu verhandeln, und die von Dionysos zur Belohnung für diese edle Absicht in Delphine verwandelt werden, ist ohne Frage ein Reflex von dem Treiben jener gefürchteten Freibeuter. Aber die historische Forschung, welche bei dem Zurechtlegen dieser alten Völkerverhältnisse bei jedem Schritt im Ungewissen tappt, darf sich nicht verhehlen, daß eine zufällige Namensähnlichkeit zwischen den Tyrsenern des östlichen Meeres und den italischen Tursci oder Tusci (diese Namensformen kommen auf den umbrischen Ritualinschriften von Gubbio vor) die Annahme von der Herkunft der Etrusker aus dem Osten veranlaßt haben kann. Das Verhältniß des gewöhnlichen Namens Etrusker mit seinem anlautenden e zu dieser kürzeren Namensform ist noch unerklärt; auch daß sich das Volk, wie ein alter Historiker behauptet, mit einheimischem Namen Räsener genannt habe, ist keineswegs über allen Zweifel erhaben.

So sind die Anfänge dieses merkwürdigen Volkes für jetzt noch in tiefes Dunkel gehüllt; wir können nicht entscheiden, ob es an den westlichen Küsten Italiens gelandet oder von den Höhen der Alpen in die lombardische Tiefebene hinabgestiegen ist. Auch von seiner Geschichte wissen wir wenig. Was tuskische Männer über sie aufgezeichnet haben, ist untergegangen; und wo die Etrusker im Gesichtsfelde der römischen Historiker erscheinen, da ist über dieses einst große und mächtige Volk bereits die Periode des Verfalles und Niederganges hereingebrochen. Auch aus den Inschriften dürfen wir, selbst wenn sie einmal gedeutet werden sollten, schwerlich eine Bereicherung unserer Kenntnisse von den Schicksalen

desselben erwarten. Aber vernehmbar genug sprechen zu uns von der untergegangenen tuskischen Herrlichkeit die Ueberreste von der Existenz dieses Volkes; vernehmbar vor allem die gewaltigen Akropolen auf den Höhen und Bergen Mittelitaliens, Volterra, Perugia, Cortona, Orvieto, Fiesole, deren thälerbeherrschende Lage das Entzücken jedes Reisenden ist und deren kolossale Mauerreste von der Energie, mit der die Etrusker alle Hindernisse des Bodens und des Klimas zu überwinden verstanden, beredtes Zeugniß ablegen. Gebietend vom Golf von Neapel bis hinein in die Berge Tirols, Seeraub und Handel im westlichen und östlichen Theile des Mittelmeeres betreibend, erscheinen sie im sechsten Jahrhundert als Bundesgenossen der Karthager gegen die aufblühende griechische Seemacht; hundert und zwanzig Schiffe führten sie in die Schlacht, als sie die Ansiedlung der phokäischen Flüchtlinge auf Corsica vereitelten. Der Macht nach außen entsprach im Innern der Gang zu glänzendem Lebensgenuß. Arm an Phantasie und durchaus unselbständig in jeder Art künstlerischen Schaffens, haben sie doch in großartiger Industrie das Kunsthandwerk auf eine bedeutende Höhe gehoben. In der Nachahmung zuerst orientalisches-ägyptischer, dann griechischer Production entwickelten etruskische Werkstätten jene staunenswerthe Thätigkeit, deren Reste in den Museen Europas den Beschauer heute mit Bewunderung erfüllen. Ein lebhafter Tauschhandel, dessen Wege Genthe in einer trefflichen Untersuchung klar gelegt hat, vermittelte die Erzeugnisse etruskischen Kunstfleißes den nordischen Barbarenvölkern; bis hinauf nach Dänemark und Schweden sind Bronzesachen von zweifellos etruskischem Ursprunge zu Tage gekommen, Hausrath, Schmuckgegenstände, Waffen und Opfergeräth.

Von den Küsten der Nord- und Ostsee kam den Tuskern auf denselben Handelswegen der Bernstein zu, der dann, in heimischen Werkstätten mit unvergleichlicher Feinheit und Sicherheit verarbeitet, wiederum einen Hauptartikel des Exports bildete. Blühender Wohlstand war die Folge dieses commerciellen Sinnes. In festgefügte staatliche Ordnungen eingeschlossen, die Herrschaft einer gebildeten Aristokratie ohne Widerstreben ertragend, hatte das etruskische Volk eine naive und harmlose Freude am Dasein. Pomphaste Festaufzüge, religiöses Gepränge, Schauspiel und Tanz befriedigten den Sinn für Genuß und Glanz der äußeren Erscheinung. Abergläubisch wie jedes Volk, bei dem die Bildung nicht mehr ist als ein äußerer Firniß, lebten sie in steter Besorgniß vor dem Eingreifen höherer Gewalten; daraus war die feste Regelung des Verhältnisses zwischen Götterwillen und Menschenwillen hervorgegangen, die in der etruskischen Haruspicin ihren hervorragendsten, später auch auf die Ordnung des römischen Cultus so einflußreichen Ausdruck gefunden hat. Der Tod, der ein solches Leben abschloß, mußte als der Uebel größtes erscheinen; eine Reihe männlicher und weiblicher Todesgöttheiten, eine grauiger als die andere gestaltet, reißen den Sterbenden aus der Mitte der Seinigen, schleppen ihn fort, peinigen ihn in der Unterwelt. Diesen Anschauungen entspricht der Comfort, mit dem die Wohnungen der Verstorbenen ausgeschmückt wurden; reicher Silber Schmuck ziert die Wände, kostbarstes Gold- und Silbergeräth umgiebt in Masse den Leichnam.

Berühmt ist das Prunkgrab von Caere, dessen Inhalt sich jetzt im gregorianischen Museum zu Rom befindet. Ein Bett von Bronze stand am Ende des ersten

Ganges, sechsfüßig und geflochten aus ehernen Reifen; dabei Reste von getriebenen Figuren, Chimären, Lotosblumen, die vielleicht spizenartig in durchbrochener Arbeit eine Garnitur der Bahre gebildet haben. Zu Kopf und zu Füßen ein großer Dreifuß mit Kohlenbecken, links kleine irdene Götterfiguren, rechts auf vier Rädern ein wagenartiges Rauchgefäß. An der Wand lehnte eine Reihe bronzener Schilde in getriebener Arbeit, mit verschiedenen Kreisen von Fabelthieren, Zickzacklinien und Wellengewinden. Hinter diesem ersten Gange lag in einer anderen Abtheilung ein reicher Goldschmuck, jedes Stück an der Stelle, wo es die verschwundene Leiche bekleidet hatte. Da war eine goldene Brustplatte, oval, mit Ausschnitt für den Hals und getrieben in zahlreiche Reihen kleiner Fabelthiere, menschlicher Flügelwesen, Hirsche, Bienen, Chimären; da waren Goldfäden und Fransen in ungeheurer Menge; Armbänder, lange, feine Ketten, Brochen, ein Kopfsputz von zwei runden, reich geschmückten Goldplatten, dazu silberne Schalen mit reicher ägyptischer Ornamentik.*)

Die Blütheperiode eines so gearteten Volkes trug den Keim des Verfalles bereits in sich; die griechische Cultur hat ihre eigenen Schöpfer in kurzer Zeit verzehrt, geschweige denn ein barbarisches Volk, dem sie künstlich aufgepfropft war. Die äußere Macht der Etrusker beginnt im sechsten Jahrhundert zu sinken. Bald nach jenem glänzenden Flottensiege bei Corsica unterlagen sie in Unteritalien den Bewohnern des griechischen Ryme; Anaxilas, Tyrann von Reggio, sperrte 482 die

*) Vgl. J. Braun, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur. Mannheim 1854. S. 355 ff.

sicilische Meerenge für etruskische Schiffe; und acht Jahre später brach der Sieg Hierons von Syrakus im Bunde mit den Rymäern die tuskische Seemacht. Pindaros feierte in seinem Pretsliede auf Hieron den Tag, an welchem der Punier und der Tyrseuer besiegt ward und Hellas befreit von der drückenden Knechtschaft; noch ist von den damals nach Olympia gestifteten Weihgeschenken ein Helm übrig mit der Aufschrift: „Hieron des Deinomenes Sohn und die Syrakusier stifteten dem Zeus Tyrthenerwaffen aus dem Siege von Ryme.“ Von da ging es rasch abwärts mit der etruskischen Größe. In den italischen Meeren herrschten Syrakus und Tarent; zu Lande drängte vom Süden das griechische Element herauf, in der Poebene schoben sich keltische Stämme wie ein Keil in die tuskische Bevölkerung, die Bojer eroberten Bologna, die Senonen setzten sich am adriatischen Meere bis Ancona hin fest. Der Rest konnte dem Anprall der römischen Legionäre nicht lange widerstehen; rasch nach einander sanken Veji, Volsinii, Caere, Tarquinii und die anderen Festen der Etrusker in Mittelitalien, Militärcolonien romanisirten das Land, der Handel nach dem Norden, der anfänglich sowohl den römischen Soldaten wie den bequemen, prunkliebenden Keltenbauern gegenüber in den Händen der Etrusker geblieben war, erlitt am Ende des zweiten Jahrhunderts durch den Einfall der Cimbern und Teutonen einen tödtlichen Stoß. Und als endlich die Alpenstraßen wieder frei geworden waren, da hatten mittlerweile die römischen Ritter den Waarenverkehr der Provinzen auszubeuten gelernt, und auf den Pfaden, die Jahrhunderte früher der etruskische Hausirer erschlossen hatte, zog nun der römische Kaufmann über die Alpen nach Frankreich und Deutschland.

So ist die etruskische Eigenart allmählig erdrückt worden von der Alles nivellirenden römischen Civilisation; das Volk ist verschwunden, und die stummen Skelette vom Campo santo Bologna's können uns keine Antwort mehr geben auf die Frage nach dem Ursprung und der ethnographischen Stellung ihres Stammes. Dem Alterthum schienen die Etrusker mit keinem der ihnen bekannten Völker verwandt zu sein; wissen wir heute mehr von ihnen?

Wo die historischen Zeugnisse versagen, ist man gewohnt von der Sprachwissenschaft Aufklärung über die ethnographische Stellung eines Volkes zu erwarten. Dieselbe muß die Frage in dieser Fassung eigentlich ablehnen; ein Volk kann in Folge verschiedener Verhältnisse, meist wohl durch kriegerische Eroberung, die Sprache eines anderen annehmen; es würde sehr voreilig sein, aus dem Gebrauch der englischen Sprache in Nordamerika die ethnographische Stellung seiner Bewohner zu bestimmen. Man darf in unserm Falle die Sprachwissenschaft nur darauf hin interpelliren: welche Stellung nimmt die etruskische Sprache zu den anderen bekannten Sprachen ein?

Reste der etruskischen Sprache haben wir in Menge übrig. In Tuff, Sandstein und Marmor gehauen, auf Wandkalk und Thon gemalt, in Metall, Knochen und Elfenbein gegraben, übersteigen die bis jetzt bekannten etruskischen Inschriften die Zahl fünftausend. Freilich ist der in ihnen enthaltene Wortschatz kein gar großer. Es sind zum allergrößten Theil Grab- und Sarkophaginschriften, auf denen man nicht mehr erwarten darf, als Namen, Zahlen, allenfalls Bezeichnungen für Verwandtschaftsgrade; den geringeren Theil bilden erklärende

Inschriften zu Bildwerken, ebenfalls fast nur Eigennamen enthaltend, oft nicht einmal etruskische, und Weihinschriften oder Künstlerinschriften auf Gegenständen der Industrie und des Handels. Sie sind zum größeren Theile in dem bekannten Inschriftenwerke des italienischen Gelehrten Fabretti gesammelt; indessen wäre eine neue Publication mit Hinzufügung der seitdem nicht unerheblich vermehrten Funde recht wünschenswerth. Die Lesung dieser Inschriften bietet heutzutage keine Schwierigkeiten mehr; Theodor Mommsen's Untersuchungen haben Ursprung und Charakter des Alphabetes, in dem sie geschrieben sind, vollständig sicher gestellt. Die Schriftzeichen sämmtlicher Bewohner Italiens von italischem Stamme, sowie die der Etrusker gehen auf die eine der beiden Hauptgruppen des griechischen Alphabetes, auf die westgriechische, zurück. Ryme, die reiche campanische Pflanzstadt der euböischen Stadt Chalkis, hatte dieses Alphabet den Italikern vermittelt. Wir kennen die ältesten Buchstabenformen dieses chalkidischen Mutteralphabetes aus der Aufschrift eines Gefäßes von unzweifelhaft etruskischer Arbeit, das in einem Grabe bei Caere gefunden wurde und sich jetzt im gregorianischen Museum befindet. Hier ist nämlich außer einem etruskischen Syllabar ein griechisches Alphabet eingekrast, dessen Bestand an Schriftzeichen sich durch Vergleichung als der allen italischen Alphabeten zu Grunde liegende herausstellt. Auf der Wand eines etruskischen Grabes, das man bei Colle, in der Nähe von Siena, geöffnet hat, steht ein ganz ähnliches, leider nur die ersten sechzehn Buchstaben umfassendes Alphabet. Aus diesem Grundalphabet sind in selbständiger Entwicklung die Alphabete der Etrusker, Umbrier, Osker, Falisker und Lateiner hervorgegangen;

und zwar zeigt von diesen den genauesten Anschluß an das Mutteralphabet das etruskische, das übrigens nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des umbrischen und des oskischen Alphabetes gewesen zu sein scheint; am weitesten von dem ursprünglichen entfernt sich das lateinische. Die etruskischen Inschriften zeigen drei verschiedene, in den Zügen einzelner Buchstaben von einander leise differirende Modificationen des Alphabets; die eine liegt in den etruskischen Denkmälern Campaniens vor, die zweite in den Schriftresten Mitteletruriens und des Polandes; am eigenthümlichsten entwickelt sind die Schriftzeichen der im Gebiet des alten Latium gefundenen Inschriften, von denen es doch sicher scheint, daß sie wirklich etruskische Sprache enthalten und nicht bloß für eine andere Sprache verwendete etruskische Schriftzeichen. Sie haben unter anderem ein besonderes Zeichen für den Laut o, während die mittel- und südetruskischen o und u nicht unterscheiden.

Man darf diese unsere sichere Kenntniß des etruskischen Alphabets nicht vergessen, wenn man von der Entzifferung der etruskischen Sprachdenkmäler redet. Wir sind ihnen gegenüber nicht in der Lage, wie bei den hieroglyphischen Aufzeichnungen der Pharaonen oder den Keilschriften der Achämenidenkönige und der Herrscher von Niniveh und Babylon. Hier war erst die Bedeutung der Schriftzeichen durch schwierige und nicht immer absolut sichere Operationen zu ermitteln; war dies einmal geschehen, dann stellte sich sofort heraus, daß die Sprache der persischen Keilschriften eine indogermanische, mit der Sprache der Religionsbücher Zarathustra's eng verwandte sei; daß ein Theil der assyrisch-babylonischen Wandinschriften in einem semitischen Dialekt abgefaßt

ist, daß wir hinter den Figuren der Tempelwände von Karnak und Luxor die direkte Mutter des späteren Koptisch zu erkennen haben. Anders bei den etruskischen Inschriften. Wir lesen die Zeichen, im großen und ganzen gewiß auch mit dem wirklichen Lautwerth, so weit dieser überhaupt bei untergegangenen Sprachen sicher zu ermitteln ist; wir können auch meistens die zu einzelnen Wörtern zu verbindenden Zeichengruppen heraus finden, soweit die Worte getrennt sind oder diese Trennung durch Vergleichung und Combination zu erschließen ist; wir stehen also allein vor der Aufgabe, die Bedeutung dieser Worte zu finden und dann auf Grund dieser gewonnenen Erkenntniß auf dem Wege der Vergleichung die Verwandten dieser Sprache zu suchen. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß nur dieser Gang derjenige ist, der zu einem wissenschaftlichen Resultate führen kann. Die traurigen Irrgänge, in welche die Etruskologie gerathen ist und welche diesen Zweig der Alterthumsforschung wohl zu dem allerwüsthsten in unserem Jahrhundert gemacht haben, erklären sich zum größten Theile daraus, daß man den umgekehrten Gang eingeschlagen hat: man suchte nicht in den Bau des Etruskischen als solchen einzudringen, Lautgesetze zu erkennen, lexikalische Thatsachen zu constatiren, Flexions- und Ableitungssilben zu ermitteln, sondern man benutzte die zufälligen Anklänge der häufig durch ganz willkürliche Zusammenfassung von Lautcomplexen gewonnenen etruskischen Wörter an solche irgend einer anderen Sprache, wie sie sich überall mit Leichtigkeit dem, der da sucht, darbieten, um irgend eine Verwandtschaft festzustellen, und übersetzte dann frisch drauf los.

Es ist eigentlich ein recht trauriges Capitel in der

Geschichte des menschlichen Geistes, das von den Deutungsversuchen etruskischer Inschriften, welches von großem unnütz aufgewendetem Fleiße, von vielem resultatlos vergeblichem Scharfsinn erzählt. Nur selten wird der Forscher, der sich durch die zum Theil recht umfanglichen Arbeiten hindurch lieft, für seine Mühe durch die ungewollte Romik belohnt, die sich an einige dieser Schriften heftet; im großen und ganzen vermögen sie nur ein pathologisches Interesse zu erwecken. Es muß hiebei besonders hervorgehoben werden, daß die Anfänge der etruskischen Forschung durch weit mehr methodischen Sinn gekennzeichnet sind, als die späteren Versuche. Bis ins 15. Jahrhundert geht das Interesse an den Inschriften der Etrusker zurück, den Hauptanstoß aber gab das Erscheinen des großen Sammelwerkes „De Etruria regali“ im Jahre 1723. Sein Verfasser, der Schotte Thomas Dempster, ein Muster jener im 16. Jahrhundert nicht ungewöhnlichen Mischung von massenhafter Anhäufung von Kenntnissen und absoluter Urtheilslosigkeit, ruhte damals bereits über ein Jahrhundert im Grabe; sein Buch, das er im Jahre 1619 auf Veranlassung Cosmus II. von Medicis geschrieben hatte, ist besonders durch die von dem trefflichen Filippo Buonarrotti hinzugefügten epigraphischen und archäologischen Tafeln von Bedeutung gewesen. Ergänzend trat bald darauf (1737) das Museum Etruscum von Gori hinzu. An diese Quellenwerke knüpften die ersten Deutungsversuche der Inschriften an. Daß man damals mehrfach die Sprachreste aus dem Hebräischen zu erklären suchte, darf bei der weit verbreiteten Ansicht von dieser Sprache als der Mutter aller Sprachen nicht Wunder nehmen; um so erfreulicher ist es, bereits im Jahre 1740 bei Scipione

Maffei dem seitdem oft vergessenen richtigen methodischen Grundsatz zu begegnen, daß die Forschung über die etruskische Sprache von den etruskisch-lateinischen Bilinguen ausgehen müsse. Besonders Giovanni Battista Passeri und Luigi Lanzi haben im vorigen Jahrhundert ihre Thätigkeit dieser Aufgabe zugewendet, und Otfried Müller konnte, als er 1828 in seinen „Etruskern“ ein Gesamtbild von der Existenz dieses Volkes zu geben versuchte, auch in sprachlicher Beziehung einige sichere Ergebnisse zusammenstellen, welche die neuere Forschung adoptirt hat. Nun geht aber etwa seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts das wüste Treiben auf diesem Gebiete an, das Corssen viel zu milde als die „Sturm- und Drangperiode der Etruskologie“ bezeichnet hat. Zu derselben Zeit, wo Gerhard sein treffliches Werk über die etruskischen Spiegel publicirte, wo Dennis seine anziehenden Studien über die Städte und Begräbnißplätze Etruriens schrieb, wo Graf Conestabile in Perugia und Fabretti in Turin in mühevollen Sammlungen und Untersuchungen die epigraphischen Grundlagen für die etruskische Forschung schufen, gab es eine ganze Reihe von Leuten, für die weder dies noch alles früher Gewonnene existirte, die mit der vollständigen Unbefangenheit des Nichtwissens, aber dafür mit einem reichen Schätze von Phantasie begabt, sich auf die sprachlichen Denkmäler des Tuskervolkes stürzten und Deutungen aufstellten, von denen eine immer verfehlter und lächerlicher war als die andere. Ohne Ausnahme hielten sie es nicht für nöthig, so viel Epigraphik zu lernen, um die Inschriften nothdürftig lesen zu können, sich so viel von der Methode der neueren Sprachwissenschaft anzueignen, um nicht bei jedem Schritte gegen die Gesetze

der Sprachen, die sie verglichen, auf das grösste zu verstoßen; wo auf den Inschriften die Wörter getrennt waren, wurde dies ignorirt, die Wörter jämmerlich zerschnitten, dafür in willkürlichster Weise aus Buchstabencomplexen Wörter zusammengesetzt; und diese in solcher Art gewonnenen Ungeheuer wurden dann nach zufälligem Gleichklange mit Wörtern irgend einer beliebigen Sprache verglichen. Alle möglichen Sprachen sind so auf ihre Verwandtschaft mit der etruskischen hin befragt worden. Bertani suchte beim Sanskrit, Robert Ellis beim Armenischen Hilfe; Karl von Schmitz übersezte den Cippus von Perugia mit Hilfe des Altdeutschen und die Engländer Crawford und Lindsay nahmen diesen genialen Gedanken in vergrößertem Maßstabe auf, nachdem schon früher Donaldson es mit dem Scandinavischen probirt hatte; ein patriotischer Slave, Namens Kollar, erklärte sammt einigen anderen alten Völkern auch die Etrusker für slavisch; natürlich durfte auch das Lieblingsstedenpferd aller Dilettanten, das Keltische, nicht fehlen: dem Buche von William Betham „Etruria Celtica“ (1842) folgte noch im Jahre 1873 ein Herr von Maack, der das Irische als den Zauberschlüssel entdeckt zu haben vermeinte. Das war Alles im Kreise der indogermanischen Sprachen; zur Abwechslung richtete Jsaak Taylor seine Blicke auf die uralaltaischen Sprachen und stempelte die alten Etrusker zu Großvätern der heutigen Finnen und Lappen. Besonders beliebt war auch in unserer Zeit noch das Semitische; nicht weniger als vier Deutungsversuche sind in diesem Sinne gemacht worden, jeder von dem andern verschieden, von drei Italienern (Janelli, Tarquini und Francesco Leoni) und dem Jenenser Professor Gustav Stidcl. Es giebt übrigens

immer noch einige europäische Sprachen, die man, so viel ich weiß, bis jetzt nicht interpellirt hat: ich empfehle Liebhabern solchen kindlichen Zeitvertreibs besonders das Baskische und das Albanesische; das letztere hat man mit eben solchem Glück bekanntlich für die Deutung der Iyrischen Inschriften zu verwenden gesucht.

Es ist nicht der Mühe werth, bei diesen Arbeiten, die in ihrer Methodelosigkeit bei allen Urtheilsberechtigten genugsam bekannt sind, länger zu verweilen. Nur der Schrift von Stidcl will ich noch einige Worte widmen, theils weil dieselbe als von einem deutschen Universitätsprofessor herrührend mehr Verbreitung gefunden hat als die meisten andern, theils um an einem besonders eclatanten Beispiele zu zeigen, zu welchen Abenteuerlichkeiten dieses blinde Herumtasten geführt hat. Das Buch ist im Jahre 1858 erschienen, „wie zum Hohne für die bewunderungswürdig entwickelte Wissenschaft der Sprachvergleichung“ (um seine Anfangsworte zu citiren), und führt den Titel: „Das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache erwiesen.“ Alles, was ich oben als Kennzeichen dieser ganzen Classe von Erklärungsversuchen hervorgehoben habe, eignet Stidcl in hervorragendem Maße. Er hat keine Ahnung von der richtigen Lesung der Inschriften, von der Eigenart des Alphabetes, in dem sie geschrieben sind; die Zeichen, die im phöniciſchen Alphabet consonantisch sind, aber im griechischen und den daraus abgeleiteten für die Vocale verwendet wurden, nimmt er je nach Bedürfnis bald für das eine, bald für das andere; statt eines aspirirten th (= griechisch Theta) liest er, wo es ihm paßt, frischweg o, einen dem Etruskischen ganz abgehenden Laut. Die auf den Inschriften bezeichnete Worttrennung

existirt für Stidcl nicht. Von den so mißhandelten Inschriften hat Stidcl eine Anzahl übersezt, darunter den berühmten Cippus von Perugia. Es liegt auf der Hand, daß Unsinn herauskommen mußte, wo die einfachste Grundlage so falsch war. Dazu kommt, daß die Annahme einer semitischen Sprache mit ihrer Nichtbezeichnung der Vocale wieder der Phantasie bedeutenden Spielraum ließ. Auch die Vergleichungsmethode steht auf der Höhe der übrigen Kenntnisse Stidcl's. Bald werden hebräische, bald arabische, bald syrische Laut- und Flexions-eigenthümlichkeiten zur Vergleichung herangezogen, häufig auch das selbst noch der Erklärung sehr bedürftige Phöniciſche, während doch, wenn das Etruskiſche wirklich semitisch wäre, nur das allen semitischen Dialekten gemeinsame den Ausgangspunkt bilden durfte; und was dann nach dieser unerhörten Sprachmengerei doch nicht zu den bekannten semitischen Sprachen paßt, das sind dialektische Eigenthümlichkeiten dieser neuen semitischen Sprache! Unter diesen figurirt sogar das indogermanische Zahlwort für zehn! Die Resultate dieses Verfahrens sind zum Theil von unwiderstehlicher Komik. Eine bildliche Darstellung, die unzweifelhaft die Vorbereitung zu dem bekannten von Apollon an Marsyas vollzogenen Strafgericht enthält, nämlich einen älteren, bärtigen Mann, der von einem jüngeren an einen Baum festgebunden wird, ist für Stidcl die Darstellung eines wirklichen Vorfalls aus dem Leben der Etrusker, wie er öfter vorgekommen sei und der jedenfalls nicht sehr für die Gemüthlichkeit der dortigen Existenz spricht; die dazu gehörige Inschrift, offenbar die Grabinschrift des in dem Grabe Beigesetzten, übersezt er: „Ein böser Herr, welcher einen Kreis vorbereitet von wegen des Hautabziehens“. Auf

einer andern Inschrift entdeckt er ein „Sommerlied“, tiefsinnige Betrachtungen über die Nichtigkeit des irdischen Besitzes auf einer andern; die große perusinische Inschrift, in welcher die Lesefehler nach Dugenden zählen, ist ihm ein Bericht über die Auswanderung tyrrenischer Flüchtlinge. Doch genug hiervon. Der Unsinn Stidel's wird nur noch überboten durch den, welchen Tarquini zu Tage gefördert hat. Dieser erklärt z. B. die Inschrift des Bronzeschlüssels von Dambel im Thale Nonsberg als einen Bericht über die Verbrennung eines christlichen Märtyrers im Tempel des Vulcanus zu Dambel!

Ich kann es mir nicht versagen, auf ein Analogon hinzuweisen, durch welches die ganze Absurbität dieser semitischen Deutungen besser als durch manches andere gekennzeichnet wird. Unter den in einheimischer Schrift abgefaßten Denkmälern der Insel Cyprien ragt durch Umfang die Bronzetafel von Dali, dem alten Idalium, hervor. Professor Röth, ein würdiger Geistesverwandter Stidel's, las und übersezte das ganze Denkmal mit Hilfe des Hebräischen und fand darin eine Proclamation des ägyptischen Königs Amasis an die Bewohner von Cyprien. Jetzt, wo wir durch methodische Entzifferung der Schrift wissen, daß die cypriischen Sprachdenkmäler nichts anderes enthalten als einen griechischen Dialekt, der in einem eigenthümlichen, aus der vorderasiatischen Keilschrift abgeleiteten syllabarischen Alphabet geschrieben ist, hat sich herausgestellt, daß jene Bronzetafel von einer Staatsdotation handelt, die zwei Ärzten für ihre uneigennützigen Bemühungen um Kranke und Verwundete während der Belagerung Idaliums durch die Perser zuerkannt wird.

Die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt

wurde ernsthaft auf die Etrusker erst wieder gezogen, als man erfuhr, daß es Wilhelm Corssen gelungen sei, das Räthsel dieser Sprache zu lösen. Corssen war längst als ein gründlicher, in der Schule der vergleichenden Sprachwissenschaft gebildeter Kenner des Lateinischen und der damit verwandten Sprachen Altitaliens bekannt, der sich besonders durch sein Werk über Aussprache, Vocalismus und Betonung des Lateinischen einen ehrenvollen Platz unter seinen Fachgenossen erworben hatte. Es war seit längerer Zeit kein Geheimniß mehr, daß dieser scharfsinnige Forscher ein umfassendes Werk über die etruskische Sprache vorbereite, und man war berechtigt, demselben mit der höchsten Erwartung entgegen zu sehen. Eine Anzahl kleinerer Arbeiten von ihm waren vorausgegangen, die über seinen Standpunkt zu der Frage keinen Zweifel ließen. Anknüpfend an die älteren Arbeiten von Passeri und Luigi Lanzi, unterstützt durch die in gleicher Richtung sich bewegenden Untersuchungen von Elia Lattes, war er zu dem Ergebniß gekommen, daß das Etruskische auf das engste verwandt sei mit den übrigen italischen Sprachen, dem Lateinischen, Oskischen, Umbrischen, durch lautliche Vorgänge, besonders eine sehr weit gehende Ausstößung von Vocalen in tief-tonigen Silben, etwas fremdartig gestaltet, aber im grammatischen Bau durch und durch indogermanisch, speciell italisch. Im Jahre 1874 erschien der erste, sehr umfangreiche Band des Werkes „über die Sprache der Etrusker“, der eine methodische Zergliederung und Erklärung der Inschriften enthält, aufsteigend von den kürzesten bilinguen Grabinschriften bis zur Deutung des Cippus von Perugia. Der italische Charakter des Etruskischen wurde aufgezeigt an einer Anzahl von wort-

bildenden Suffixen, an Declinations- und Conjugationsformen, an den Zahlwörtern und Fürwörtern; eine große Anzahl etruskischer Götternamen und Appellativa wurde von Corssen mit den Mitteln der indogermanischen Sprachforschung gedeutet.

Der Eindruck, den das Corssen'sche Werk auf die wissenschaftliche Welt machte, entsprach den Erwartungen nicht ganz. Corssen hatte so viel oder vielmehr eigentlich Alles erklärt, so daß bei Vorsichtigen sich die Befürchtung regen mußte, er habe zu viel erklärt. Man verhielt sich im Allgemeinen gegen seine indogermanische Hypothese nicht ablehnend, wurde aber besonders durch die Menge der weitgehendsten und kühnsten etymologischen Combinationen mißtrauisch gemacht. Aber der staunenswerthe in dem Buche niedergelegte Fleiß, die umfassende Beherrschung des Materials, die sichere und consequent durchgeführte Methode bestachen und blendeten die Mehrzahl.

Da erschien die Kritik von Wilhelm Deecke in Straßburg, der sich durch die im Verein mit Siegismund glücklich unternommene Entzifferung der cypriischen Inschriften bereits als scharfsinniger Gelehrter gezeigt hatte.*) Mit der Herausgabe von Otfried Müller's „Etruskern“ beschäftigt, war er der Frage nach dem Wesen der etruskischen Sprache seit einiger Zeit näher getreten und auf Grund seiner selbständigen Beschäftigung mit dem Gegenstande sprach er auf S. 7 seiner Broschüre das harte Wort aus, daß Corssen „durch Incorrectheit im Material, willkürliche Hypothesen und abenteuerliche Etymologien auf den schlimmsten Abweg gerathen zu sein scheine.“

*) Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik von W. Deecke. Stuttgart 1878.

Die etruskische Sprache steht auf zwei Würfeln. Im Jahre 1848 wurden bei Vulci zwei elfenbeinerne Würfel gefunden, die auf den sechs Seiten die einsilbigen Wörter *max. ʒu. zal. huʒ. ci. sa* zeigen. Domenico Campanari hatte dies für die etruskischen Zahlwörter von eins bis sechs erklärt. Da die Zahlwörter überall zu den sichersten Kriterien der Sprachverwandtschaft gehören, mit den vorliegenden aber kein italischer, kaum überhaupt ein indogermanischer Charakter der Sprache zu vereinigen war, so beseitigte Corssen diese Schwierigkeit, indem er erklärte, antike Würfel mit Zahlwörtern gäbe es sonst nicht, die Worte bildeten vielmehr eine Weihinschrift, seien zu lesen *max ʒuzal huʒ cisa* und bedeuteten „Magus schenkt dies als Weihgeschenk“. Er selber suchte andere, zu den italischen stimmende Zahlwörter nachzuweisen. Dem gegenüber bemerkt Deedé, Würfel mit Weihinschriften kämen ebenso wenig vor, Corssen's *Max* oder *Magus* sei kein etruskischer Name, das Präsens auf einer derartigen Inschrift unbegreiflich, die Corssen'schen Zahlwörter irrthümlich erschlossen. Er hat später einmal durch Vergleichung mit anderen Inschriften, die Altersangaben enthalten, jene Wörter und zwar in der Reihenfolge *ʒu. ci. max. zal. sa. huʒ.* als die sechs ersten etruskischen Zahlwörter zu erweisen gesucht. Ebenso wird die Unhaltbarkeit von Corssen's Deutung der häufig vorkommenden Wörter *clan, sec* und *puia* aufgezeigt, *clan*, das Corssen als „älter“ erklärt hatte, heißt vielmehr „Sohn“, *sec*, nach Corssen „ehelich geboren“, vielmehr „Tochter“, *puia* nicht „junge Frau“, sondern „Gattin“. Den Flexionsformen geht es nicht besser: in *pecse*, das der Abbildung eines Pferdes beige geschrieben ist und nichts Anderes ist als der

griechische Pegasus, hatte Corssen ein Perfect = gr. ἐπῆξε gesehen! Als Endresultat spricht Deedé aus, daß Corssen's Buch besonders durch die Willkür des Wortableitens, das Vernachlässigen vorhandener Trennungspunkte und Ungenauigkeit im Citiren nicht geeignet sei, die Grundlage der Forschung abzugeben und daß durch dasselbe die etruskische Frage nicht gelöst sei.

Corssen hat das jähe Zusammenbrechen des Gebäudes, an dessen Aufführung er ein halbes Menschenleben gesetzt hatte, nicht lange überlebt: ein plötzlicher Tod entriß ihn im Sommer 1875 allzu früh der Wissenschaft. Seine ernste Arbeit darf nicht zusammen geworfen werden mit den dilettantischen Stümpereien eines Stidel und Consorten. Mag er immerhin von einzelnen Flüchtigkeiten nicht freizusprechen sein, er hat jedenfalls in ausdauerndem Forschen, mit enormem Fleiße, mit glänzendem Scharfsinn und wissenschaftlicher Methode die Wahrheit gesucht; daß er sie nicht gefunden, legt mehr noch von der Schwierigkeit des Problems und der Unzulänglichkeit des Materials Zeugniß ab, als von dem verhängnißvollen Irrthum einer vorgefaßten Meinung.

Der zweite Band des Corssen'schen Werkes, der nach seinem Tode von Professor Ernst Ruhn herausgegeben wurde und eine systematische Zusammenfassung der Untersuchungen des ersten Bandes enthält, ging ziemlich spurlos vorüber. Das allgemeine Interesse concentrirte sich jetzt auf die etruskologischen Arbeiten des scharfsinnigen Deedé. Dieser hat seitdem den Ueberresten der räthselhaften etruskischen Sprache eine unermüdlche und hingebende Sorgfalt zugewendet, eine Sorgfalt, die um so höher anzurechnen ist, als wir keine Aussicht haben, in den etruskischen Inschriften, auch nach ihrer sicheren

Deutung, literarische Meisterwerke oder auch bloß interessante historische Documente zu finden. Ein anderer Gelehrter hat sich in den letzten Jahren an der Arbeit betheiligt, Herr Karl Pauli, früher Rector der höheren Bürgerschule in Uelzen, unabhängig von Deecke und nicht selten im Widerspruch zu dessen Resultaten, aber zunächst wesentlich auf derselben methodologischen Grundlage stehend.

Es ist nicht zweifelhaft, daß Herr Deecke ein großes Verdienst um die Aufhellung der etruskischen Sprache hat. Seine Forschungen über das Münzwesen, über die Vornamen der Etrusker sind für die italischen Alterthümer überhaupt von der größten Bedeutung gewesen. An Kenntniß und Beherrschung des verfügbaren Materials, das er durch Autopsie mehrfach berichtigt und ergänzt hat, übertrifft er alle, auch den verstorbenen Corssen. Ungewöhnliche Arbeitskraft und seltene Ausdauer selbst weniger kurzweiligen Problemen gegenüber verbinden sich bei ihm mit meist vorsichtiger und die verschiedenen Möglichkeiten sorgfältig abwägender Combination. Um so mehr durfte man darauf gespannt sein, welche Anschauung über die sprachgeschichtliche Stellung des Etruskischen sich ihm als endliches Resultat ergeben würde.

Für Corssen waren die Etrusker italische Indogermanen; dagegen schrieb Deecke am Schluß seiner „Kritik“ des Corssen'schen Buches (S. 39): „Die etruskische Frage ist demnach noch nicht gelöst und Theodor Mommsen hat recht gethan, wenn er in der neuesten Auflage der Römischen Geschichte seine alte Auffassung unverändert festgehalten hat. Die Etrusker sind und bleiben ein den übrigen italischen Stämmen fremdes Volk.“ Bald darauf äußerte er sich am Ende des ersten